

Daher erlahmt unser Eifer nicht in dem Dienst, der uns durch Gottes Erbarmen übertragen wurde. (2 Kor 4,1)

Anmerkungen zum Pastoraldesaster in bundesdeutschen Diözesen¹

PROF. DR. KONRAD BAUMGARTNER, REGENSBURG
IN DANKBARER UND FREUNDSCHAFTLICHER VERBUNDENHEIT
ZUM 70. GEBURTSTAG

von Hubert Windisch

Das Thema lässt zwischen Ober- und Untertitel einen reizvollen Kontrast aufscheinen, wenn man nicht die Aussage des Apostels Paulus aus dem 2. Korintherbrief als Grund für ein noch zu beschreibendes Pastoraldesaster in unseren Diözesen annimmt, obwohl doch andererseits ein oftmals nicht zu übersehender Eifer in der Seelsorge als Ausdruck eines wie auch immer gearteten pastoralen Desasters nicht von der Hand zu weisen ist, der vielfach bei hauptberuflich und hauptamtlich tätigen Laien und Priestern zu einer eigenartigen Melange aus Resignation und Aggression im Seelsorgealltag führt. Müde Hetze prägt dann die Gesichter derer, die durch Gottes Erbarmen in Dienst genommen sind.

Dieser Eifer kann freilich nicht gemeint sein, wenn Ober- und Untertitel meines Vortrags von einem reizvollen Kontrast gehalten sein sollen. Dieser Eifer kann nicht gemeint sein, wenn ich mich bei der Ausführung meiner Gedanken einerseits auf Paulus berufe und andererseits von einem Pastoraldesaster in Deutschland spreche.

Was aber ist dann gemeint? In drei Schritten möchte ich mich dieser Frage annähern.

I. Was sich so tut...

I.1 Ich beginne mit einer These, die ich seit zehn Jahren vertrete und nur – sie gleichsam verstärkend – da und dort mit präzisierenden Adjektiven verseehe. Die These lautet:

Wir befinden uns in Deutschland im rasanten Prozess einer rasanten Minderung an Christlichkeit und Kirchlichkeit, und zwar in quantitativer und qualitativer Hinsicht.

Der *quantitative* Aspekt dieser These kann schnell abgehandelt werden. Bis vor einigen Jahren noch konnte man in bezug auf die religiöse Landschaft der Bundesrepublik von einer Drittelung sprechen: 1/3 Katholiken und 1/3 Protestanten stand 1/3 konfessionsloser Mitbürger gegenüber. Muslime waren in diesem Zusammenhang eine quantitative, wenn auch nicht mediale und politische Minderheit. Juden waren eine verschwindende Minderheit. Und diese Drittelung war relativ lange (= ca. 20 Jahre) stabil. In den letzten Jahren nun zeichnet sich ein rasanter Trend hin zu einer Viertelung der religiösen Lage ab: Einem „größeren“ Viertel Katholiken (hier sei auch auf eine wachsende Zahl an orthodoxen Christen hingewiesen) und einem „kleineren“ Viertel Protestanten steht bald eine Hälfte konfessionsloser Mitbürger gegenüber. Muslime nehmen leicht zu, Juden bleiben eine verschwindende Minderheit. Die Taufen nehmen ab, die kirchlichen Eheschließungen rapide, der sonntägliche Gottesdienstbesuch dramatisch (ca. 13%). Nur die Beerdigungen halten sich auf annähernd gleich bleibendem Niveau. Rein äußerlich betrachtet stirbt die Kirche in Deutschland.

¹ Vortrag beim Altgermaniker-Treffen vom 30. 5. – 1. 6. 2010 in Freising unter der Leitung von Friedrich Kardinal Wetter.

Bei dem *qualitativen* Aspekt meiner These müssen wir etwas länger verweilen, um die ganze Wucht des darin enthaltenen Vorgangs zu realisieren.

Dabei kann man in bezug auf die qualitative Minderung an Christlichkeit und Kirchlichkeit in unseren Landen eine Außen- und eine Innenseite unterscheiden.

Was die *Außenseite* betrifft, lasse ich blitzlichtartig einige Daten, Fakten und Äußerungen für sich sprechen:

- Bei der großen ZDF-Onlineumfrage zum Stellenwert verschiedener Einrichtungen und Institutionen in der BRD aus dem Jahre 2002, an der sich ca. 350000 Teilnehmer im Alter zwischen 25 und 55 Jahren beteiligten, schnitten die Kirchen in bezug auf die Koordinaten „Vertrauenswürdigkeit“ und „Verbesserungsbedarf“ am schlechtesten ab. Die befragten Teilnehmer brachten deutlich zum Ausdruck, dass die Kirchen weder vertrauenswürdig noch verbesserungsbedürftig seien. Man hat an den Kirchen schlichtweg das Interesse verloren.
- Die Sinusstudie aus dem Jahre 2005 zeigt, dass die Kirchen zwar in allen angegebenen 10 gesellschaftlichen Milieus bekannt, aber nur noch in 3-4 Milieus mehr oder weniger anerkannt sind.
- Gegen das Schmähmittelblatt der Satirezeitschrift Titanic, das in den Wochen der öffentlichen Erregung um die Missbrauchsvorfälle in der Kirche einen Bischof zeigt, der sich dem Geschlecht des sich errötenden Jesus am Kreuz nähert, ließen weder die Staatsanwaltschaft noch der deutsche Presserat eine Klage zu.
- In einer Sonntagsausgabe der Badischen Zeitung wurde bei einem ironisch gehaltenen Beitrag, der den Bau eines neuen Fußballstadions für den Freiburger SC zum Inhalt hatte, auch das Freiburger Münster in einer Fotomontage in ein Fußballstadion – allerdings noch mit Turm – verwandelt.
- Als Olaf Henkel, der ehemalige BDI-Vorsitzende, einmal in einem Interview auf die Frage antworten sollte, was er am Christentum schätze, sagte er: 1. spielt der christliche Glaube für die Grundlegung der Ethik in einer modernen Gesellschaft keine Rolle mehr. Und 2. haben die großen Kirchen ihre prägende Wirkung auf die abendländische Kultur verloren. Mit dieser geschrumpften Bedeutung sollten die Kirchen, so Henkel, ihren Frieden schließen. Diese Aussagen von Olaf Henkel sind die Zuspitzung eines weithin verbreiteten allgemeinen Kirchengefühls, das sich vor allem aus Aussagen von Politikern herausfiltern lässt. Dieses Kirchengefühl, oft mit sorgenvollem Gestus der angemahnten kirchlichen Nähe zum Heute vorgetragen, lautet schlicht und einfach: Wir brauchen die Kirche als eine Kirche, die wir eigentlich nicht brauchen.

Was die *Innenseite* betrifft, kann man zwar mit Michael Bongardt davon ausgehen, dass nach wie vor viele Menschen vor allem bei Kasualien eine Verbindung mit der Kirche suchen, ohne sich jedoch an sie bzw. ihre Glaubensinhalte zu binden. Religionssoziologisch gesehen spricht man diesbezüglich von einer Entwicklung weg von einer substantialen Glaubens- und Kircheneinstellung und –praxis hin zu einer funktionalen Glaubens- und Kircheneinstellung und –praxis. U. a. ist die rasante Minderung des Glaubenswissens Ursache und Folge dieser Entwicklung zugleich. In Anlehnung an Klemens Armbruster aus Freiburg kann man von einer dreidimensionalen Entwicklung sprechen: Wir haben es, so Armbruster, zunehmend mit einer Gesellschaft ohne Kirche, mit einer Kirche ohne Gläubige und mit Gläubigen ohne Glauben zu tun. Auf unnachahmlich ironische Art hat das vor einigen Jahren in einer Ostermontagssendung des Bayerischen Fernsehens Gerhard Polt so ausgedrückt: Zur Zeit der römischen Kaiser, sagte er, hat man an manchen Tagen im Ko-

losseum 5000 Christen den wilden Tieren zum Fraß vorgeworfen. Die Stadien für ein solches Spektakel bekämen wir nach Polt auch heute noch voll, die Löwen hätten wir auch, 5000 Christen nicht mehr.

1.2 Viele wollen es nicht wahrhaben, wollen also Kirchenillusionen pflegen, aber wir befinden uns im Augenblick an der Schnittstelle Kirche/Gesellschaft nicht auf der Habens-, sondern auf der Sollseite. Wir machen vielfältige und vielschichtige Erfahrungen von Verlust. Verlust von bisher Gewohntem und selbstverständlich Verfügbarem aber macht angst. Angst ist eine natürliche Reaktion auf Verlust. Christen und ihre Bischöfe sind davon nicht ausgenommen. Nun kommt es aber darauf an, wie man auf Angst reagiert. Und diesbezüglich meine ich als kirchliche Reaktion auf kirchliche Verluste ängstliche Sicherung entdecken zu müssen. Als beispielhafte Veranschaulichung für meine Aussage möge ein auch mit dem kritischen Blick von Studenten, die sich in Diplom- und Hausarbeiten damit befassten, gewonnenes Streiflicht auf die sog. Pastoralen Leitlinien dienen, die in den letzten Jahren in den meisten bundesdeutschen Diözesen – wiederum rasant, Fünfjahresplänen gleich, und mit eingebautem Verfallsdatum – entstanden sind. Abgesehen davon (was durchaus zum staunenden Kopfschütteln zwingt), dass jede Diözese meint, das pastorale Rad neu erfinden zu müssen (gab es vor den Leitlinien keine gute Seelsorge?) und man also nicht behutsam bundesweit und damit differenziert einheitlich vorging, was sich in der uneinheitlichen Begrifflichkeit (nach dem Motto „hier Pfarrverbund, dort Seelsorgeeinheit“), in den unterschiedlichen situationsanalytischen Ansätzen, den pastoral-theologischen Begründungen (so vorhanden) und Lösungsvorschlägen zeigt, fällt nämlich gemeinhin auf, dass die meisten Leitlinien – oft hochglanzverpackt - ängstliche Sicherung des Bisherigen zum Ziel haben. Zwar geht das nicht mehr wie bisher (der Priestermangel ist nur ein Indikator dafür), aber man versucht trotzdem, das Bisherige unter neuer territorialer, personeller, organisatorischer und finanzieller Zuordnung zu retten. Man stellt sich der neuen kirchlichen Situation nicht wirklich und damit stellt man sich dem Neuen in der neuen kirchlichen Situation nicht wirklich. Hier kommt alter Wein in alte geflickte Schläuche. Jesus sagt: „Neuer Wein gehört in neue Schläuche“ (Mk 2,22).

1.3 Man kann dieses doppelt Neue der kirchlichen Situation, also ihre exogene und endogene Provokation, nicht entdecken und fruchtbar werden lassen, wenn man allenthalben so tut, als sei man als Kirche noch wichtig, obwohl man doch gar nicht mehr so wichtig ist. Verlustkaschierung durch das Tucholskysyndrom nenne ich das. Was meine ich damit? Kurt Tucholsky hat in seinem Braut-und-Sport-Unterricht von 1930 geschrieben: „Was an der Haltung beider Landeskirchen auffällt, ist ihre heraushängende Zunge. Atemlos jappend laufen sie hinter der Zeit her, auf dass ihnen niemand entwischt. ‚Wir auch, wir auch!‘ nicht mehr, wie vor Jahrhunderten: ‚Wir.‘ Sozialismus? Wir auch. Jugendbewegung? Wir auch. Sport? Wir auch. Diese Kirchen schaffen nichts, sie wandeln das von andern Geschaffene, das bei andern Entwickelte in Elemente um, die ihnen nutzbar sein können.“ Gegen pastorale Wichtigtuerei steht die einfache pastoral-theologische Erkenntnis, dass doch die Menschen auch ohne Kirche, ohne Bischöfe, Priester und Professoren in den Himmel kommen, also ihr Seelenheil erlangen können. Warum und wozu dann all unsere pastoralen Anstrengungen und Aufregungen? Wenn wir in der Seelsorge keine Antwort auf die Frage haben, warum die Kirche mit ihrer Seelsorge für die Menschen wichtig sein soll, entsteht Wichtigtuerei, eine Blähpastoral, kirchliche Inflation, es entstehen hohle Attitüden. Gegen unsere geschickten Versuche, Verluste durch Wichtigtuerei zu kaschieren, was nichts anderes ist, als auf geschickte Weise Selbsttäuschung zu zelebrieren, steht nun

ein anderes Jesuswort: „Wer das Leben gewinnen will, wird es verlieren; wer aber das Leben ... verliert, wird es gewinnen“ (Mt 10,39). Müssen wir vielleicht sogar verlieren wollen? In den Augen innerweltlicher Logik und Plausibilität kann eine solche Frage nur Panik auslösen. Und genau eine panische Lebenseinstellung hat Peter Sloterdijk zumindest für den westeuropäisch-nordamerikanischen Kulturkreis als wesentliches Charakteristikum unserer Zeit herausgestellt. Als Grund hierfür nennt er, ganz der Prophetie Nietzsches vom Tode Gottes verpflichtet, die Lösung der Zeit aus dem Absoluten, die Erfahrung der Geschichte als ein Verrinnen ins So-gut-wie-nicht-Gewesene, die die Wirklichkeit als ein schwarzes Loch empfindet, in dem alles verschwindet, was in der Zeit geschah. Panik ist nach Sloterdijk die nachchristliche, die neopagane Version der Apokalyptik. In solcherart von Geschichte darf man nicht verlieren, man muss das Jetzige vor dem So-gut-wie-nicht-Gewesenen sichern oder man muss verzweifeln.

Oder offen sein für das ewige Leben. „Das (aber) ist das ewige Leben: dich, den einzigen wahren Gott, zu erkennen und Jesus Christus, den du gesandt hast“ (Joh 17,3). Ein Kernpunkt kirchlicher Pastoral, ihr Material- und Formalobjekt in jeglicher Hinsicht! Wenn dagegen im augenblicklichen seelsorglichen Gebaren der Diözesen und Pfarreien durchaus panische Verhaltensweisen auszumachen sind, dann rühren sie wohl daher, dass sich die in der Pastoral Tätigen weniger, wenn auch vielleicht unbewusst, an Jesu Wort als an einem Bonmot von Cormac McCarthy orientieren: „Es gibt keinen Gott, und wir sind seine Propheten.“

2. Was not tut ...

2.1 ... ist zuallererst Innehalten, damit das eine Notwendige kirchlicher Seelsorge nicht aus dem Blick gerät. Das mag nicht nur paradox erscheinen, das ist paradox in den Augen der Welt. Man muss doch schnell sein, man muss immer sofort anpacken, um Probleme zu lösen. Aber dieses Innehalten kann den heilsamen Effekt einer paradoxen Intervention haben. Wenn in der Fülle anstehender Aufgaben die Knappheit der Zeit und damit die Hetze zu der bestimmenden Vorgabe für unser pastorales Wirken wird, gibt man einer „Vordringlichkeit des Befristeten“ Raum, wie Niklas Luhmann in einem seiner frühen Artikel nachgewiesen hat. Denn dort, wo Zeiterfahrung nur noch als Fristerfahrung vorkommt, hat Denken und Handeln in übergreifenden Perspektiven kaum noch eine Chance. Damit wird auch der Unterschied zwischen „wichtig“ und „dringlich“ eingeebnet. Alles Dringliche, alles Aktuelle wird für wichtig erachtet, das Wichtige selbst wird übersehen, weil die Last des vorher zu Erledigenden es gleichsam erdrückt. Übrig bleibt das unbestimmte Gefühl, dass man zu nichts mehr kommt, obwohl man ununterbrochen etwas tut. Doch wie können Gehetzte Gehetzten, Blinde Blinden (vgl. Mt 15,14) den Weg weisen? „Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen. Aber nur eines ist notwendig. Maria hat das Bessere gewählt; das soll ihr nicht genommen werden“ (Lk 10,42).

Was ist dieses eine Notwendige? Das Sein bei Ihm, denn ohne Ihn können wir nichts vollbringen (vgl. Joh 15,5). Dieses Jesuswort aus dem Weinstockgleichnis ist wörtlich zu nehmen. Auf Latein lautet es: Sine me nihil potestis facere. Binden wir die beiden Aussagen Jesu in Lk 10 und Joh 15 zusammen, dann entsteht in der Seelsorge pastoraler Nihilismus, wenn wir uns nicht zumindest immer wieder mühen, das Bessere zu wählen. Wir würden einhergehen wie Schatten und Lärm machen um Nichts (vgl. Ps 39,7). Wählen wir jedoch das Bessere, also das Sein bei Ihm, dann entsteht im Modus der Zeitlichkeit eine von mir propagierte Pastoral der Langsamkeit, die nicht Untätigkeit bedeutet oder mangelndes Interesse an den Zeitläuften und den darin verstrickten Menschen von heute, sondern aus der Haltung der Geduld heraus durchaus energisch und eifrig das biblische

Fruchtbringen dem menschlichen Erfolg-haben-wollen voransetzt. Es ist also Partei zu ergreifen für den Straßenkehrer Beppo in Momo und nicht für die Grauen Herren. Im Modus pastoraler Formgebung wächst sowohl die Einsicht als auch die Absicht, die Pastoral zu vereinfachen, also eine einfach(er)e Seelsorge anzustreben, die sehr wohl nicht simpel ist, sondern wesentlich sein möchte und vom Unverzichtbaren, dem einen Notwendigen her zu allerlei möglichen Dingen in der Diözesan- oder Pfarrpastoral voranschreitet und nicht umgekehrt. In Zusammenarbeit mit meinen Assistenten und auch mit Studenten habe ich über Jahre hinweg Graphiken bzw. Schaubilder (so z. B. ein Pastoralraster, ein Pastoralsieb und eine Pastoralmonstranz) entwickelt, mit deren Hilfe man alle möglichen Pfarraktivitäten darauf hin durchrütteln bzw. durchleuchten kann, ob sie sinnvoll, notwendig oder gar unverzichtbar sind.

2.2 Inhaltlich bedeutet dies, Prioritäten zu setzen bzw. setzen zu lernen. Und zwar bei sich selbst ebenso wie in einem Pastoralteam, im Pfarrgemeinderat ebenso wie auf Diözesanebene. Natürlich ist vieles in Verlauf eines Kirchenjahres in einer Pfarrei möglich und wird auch getan bzw. man versucht, es zu tun. Aber ist alles sinnvoll, was getan wird, gar notwendig oder unverzichtbar? Wo soll man die seit den 70-iger Jahren überhand nehmenden Geburtstagsbesuche einordnen, wo die seit alters her bestehende diakonische Verpflichtung des Priesters/Pfarrers, sich um Kranke und Sterbende zu kümmern? Wäre es z. B. ein Gewinn, die diakonischen Verpflichtungen einer Pfarrei in kooperativer Rückbindung an die vorhandenen Kräfte einmal an den sieben leiblichen Werken der Barmherzigkeit (Hungrige speisen, Durstige tränken, Nackte bekleiden, Fremde beherbergen, Gefangene erlösen, Kranke besuchen, Tote begraben) auszurichten und zu fragen, was man davon in der Fastenzeit verwirklichen kann? Oder würde es vielleicht unterscheidend mehr für die Bildungsarbeit eines Dekanats bringen, die sieben geistigen Werke der Barmherzigkeit (Sünder zurechtweisen, Unwissende lehren, Zweifelnden recht raten, Betrübte trösten, Lästige geduldig ertragen, Beleidigern verzeihen, für Lebende und Tote beten) als provozierende Struktur für deren inhaltliches Programm zu nehmen? Leicht lassen sich auch liturgische Facetten und Schnittmengen in diesen Werken der Barmherzigkeit entdecken. Immer Maß nehmend an der Monstranzmitte. Was würde es bringen, alle pastorale Intentionalität mit den sieben Gaben des Heiligen Geistes (Weisheit, Einsicht, Rat, Erkenntnis, Stärke, Frömmigkeit und Gottesfurcht) in Berührung zu bringen, so dass z. B. der Beschluss einer Ordinariatsratsitzung oder eines Diözesan- oder Pfarrgemeinderats mit den Worten der Apostel aus dem Apostelkonzil eingeleitet werden könnte: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen ...“ (Apg 15,28)?

Damit ist die Brücke geschlagen für unseren nächsten und abschließenden Schritt.

3. Was wir tun können...

... ist Folgendes: Wir dürfen uns an eine Mahnung von Johann Michael Sailer² (1751 – 1832) in seinen pastoraltheologischen Vorlesungen Anfang des 19. Jahrhunderts erinnern. In gesellschaftlich und politisch äußerst wirren Zeiten und in einer Periode dramatischen kirchlichen Niedergangs verlangte er, der in keiner Weise weltfremd war, sondern sich in den geistigen Auseinandersetzungen seiner Tage sogar auf Augenhöhe mit Goethe bewegte, die Geistlichen, also die Führungsschicht der Kirche, müssten geistliche Geistliche werden. „Ich unterscheide vorerst den Geistlichen, der nur den Namen des Standes trägt, von

² Durch Konrad Baumgartner erst wurde ich in das faszinierende Leben und Werk von Johann Michael Sailer eingeführt.

dem, der das Maß des Namens erfüllet. Jenen nenne ich den Zeit-Geistlichen, diesen den Geistlich-Geistlichen“, schreibt er einmal. Davon hänge die Erneuerung der Kirche unter damals umstürzenden Umständen ab. Mit dieser Doppelung des Geistlichen zielt er auf die Erneuerung der Kirche von innen her, nicht im Sinne einer Spiritualisierung von Seelsorge, sondern im Sinne einer evangeliumsgemäßen Nüchternheit des pastoralen Einsatzes mitten in der Welt. Geistliche Geistliche sind nach Sailer – wie übrigens auch er selbst es war – mitten in der Welt, aber nicht von der Welt (vgl. Joh 15-17).

Damit ist genau die Spannung aufgegriffen, die Jesus meint, wenn er davon spricht, dass wir verlieren müssen, wenn wir gewinnen wollen. In bezug auf die Kirche als Institution bedeutet das, dass wir unter heutigen Verhältnissen eine bescheidenere und auch materiell ärmere Kirche sein sollten, wenn wir das Evangelium weiterhin glaubwürdig verkündigen wollen. Konkordatarische Sicherungen und die damit gewährten Privilegien für die Kirche als System dürften ebenso zur Disposition gestellt werden wie das aktuelle Kirchensteuersystem oder Bischofs- und Professorengehälter. Das ist auf Hoffnung hin gesagt, weil aus einer verinnerlichten und vereinfachten Kirche, um ein Wort von Joseph Ratzinger aus dem Jahr 1971 aufzugreifen, eine große Kraft strömen wird.

In bezug auf das amtliche Kirchenpersonal bedeutet die Mahnung Sailers, dass zumal die Priester primär darstellende und erst sekundär herstellende pastorale Existenzen sein sollten. Leider scheint der Brief der deutschen Bischöfe an ihre Priester aus dem Jahre 1992, der genau diese Reihenfolge thematisiert, schon lange wieder vergessen zu sein. Ein darstellender Priester wagt es, zu führen, ohne zu verführen, zu leiten, ohne zu missbrauchen, zu verkündigen, ohne zu enttäuschen, zu heiligen, ohne auszubeuten. In allen pastoralen Vollzügen um die Mitte der schon erwähnten Pastoralmonstranz, die nach Sailer Gott in Jesus Christus, das Heil der sündigen Welt, ist, wissend wäre ein geistlicher Geistlicher ein Mensch, der „den Menschen Christus darstellt“ (vgl. Optatum totius 4).

Das kann freilich nur gelingen, wenn wir jetzt in unsere Überlegungen einen Baustein einfügen, den ich absichtlich zum Beginn meiner Ausführungen aus dem Jesuswort in Mt 10,39 herausgebrochen habe, der aber materialiter in allen meinen bisherigen Überlegungen präsent war. Dieses Verlieren, das letztlich ein großer Gewinn ist, geschieht nämlich um Seinetwillen: Wenn ihr um meinetwillen euer Leben verliert, es hingibt, es in der Nachfolge lebt, werdet ihr euer Leben gewinnen und andere überzeugen können, ihr Leben auch zu verlieren und zu gewinnen. Dieses „um meinetwillen“ zeigt auch, dass wir ein spannungsreiches Leben im Horizont des Evangeliums, gleichsam sub luce evangelii, nicht aus eigener Kraft, sondern nur von Ihm her, d. h. ausgerichtet auf Ihn und immer wieder neu aufgerichtet durch Ihn, führen können. Und allein dann kann, wenn auch oftmals nur im schwachen Schimmern, Wirklichkeit werden, was Paulus in seinem 2. Brief an die Korinther in 3,18 und 4,6 so ausdrückt: „Wir alle spiegeln mit enthülltem Angesicht die Herrlichkeit des Herrn wider und werden so in sein eigenes Bild verwandelt, von Herrlichkeit zu Herrlichkeit, durch den Geist des Herrn ... Denn Gott, der sprach: Aus Finsternis soll Licht aufleuchten!, er ist in unseren Herzen aufgeleuchtet, damit wir erleuchtet werden zur Erkenntnis des göttlichen Glanzes auf dem Antlitz Christi.“ Diese beiden Verse sind wie Rahmenverse für eine andere Aussage, die nur von diesem tiefen Erfahrungswissen des Apostels her verständlich wird und eine pastoral-theo-logische Konsequenz für den Einsatz in unserer Seelsorge darstellt: „Daher erlahmt unser Eifer nicht in dem Dienst, schreibt Paulus, der uns durch Gottes Erbarmen übertragen wurde“ (4,1).

aus: Klerusblatt. Zeitschrift der katholischen Geistlichen in Bayern und der Pfalz.
90 (2010) 226-229.